

Zunächst danke ich Ihnen sehr herzlich für Ihre Einladung. Sie haben mich um einen Vortrag angefragt und mir dazu das Thema wörtlich vorgegeben: »Was ich einem Priesteramtskandidaten heute sagen würde.« Das »Heute« in Ihrer Themenformulierung setzt voraus, dass sich die kirchlichen Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten entscheidend geändert haben. Ich soll Ihnen also nicht das sagen, was ich Ihnen nach meinen ersten Dienstjahren empfohlen hätte, sondern was mir heute wichtig ist.

Allerdings muss ich Sie da sofort auf ein Defizit meinerseits hinweisen: Ich war zwar nach meiner Priesterweihe im Jahre 1960 zwei Jahre lang Kaplan in Oberursel bei Frankfurt, doch dann wurde ich Schulpfarrer an einem Frankfurter Gymnasium, anschließend kam das Weiterstudium in Würzburg und dann kam Tübingen. Von vielen Sonntags-Aushilfen abgesehen hatte ich also mit Pfarrseelsorge wenig zu tun. Mein Blick ist deshalb begrenzt. Wenn ich es trotzdem wage, jetzt zu dem gestellten Thema zu reden, dann nur deshalb, weil ich seit 1960 an vielen Orten gewesen bin und vieles gesehen habe. Freilich möchte ich beim Folgenden nicht in den Anzug des Pastoraltheologen schlüpfen oder gar in den des Soziologen. Ich rede, wie es sich für mich ziemt, von der Bibel her oder behalte sie doch ständig im Auge.

Was also würde ich einem Priesteramtskandidaten heute sagen? Zunächst einmal dasselbe, was mir der bekannte Galerist und Kunsthändler Günther Franke (1900-1976) während meiner Auswärtssemester in München 1957/58 sagte. Ich hatte eine seiner glänzenden Ausstellungen in der Villa Stuck besucht und mir stundenlang moderne Grafik angeschaut. Da kam plötzlich Günther Franke aus seinem kleinen Büro, stellte sich vor, fragte mich, was mich an diesen Bildern so interessiere und wollte schließlich wissen, was ich von Beruf sei. »Theologiestudent« war die Antwort. »Und was wollen Sie werden«, lautete die nächste Frage. Ich schluckte etwas, weil ich solches Ausfragen nicht mochte und auch keinerlei Verständnis erwartete, sagte dann aber doch: »Priester«. Da sah mich Günther Franke lächelnd an, drückte mir die Hand und sagte: »Dazu möchte ich Ihnen gratulieren. Das ist ein wunderbarer Beruf.« Er lud mich dann für den nächsten Sonntag zu sich nach Hause ein und zeigte mir seine Sammlung deutscher Expressionisten. Als er mich dann mit seiner Frau bekannt machte, sagte mir diese mit strahlendem Gesicht: »Wir sind beide vor einigen Tagen katholisch geworden.« Auf ihrem Tisch lag ein aufgeschlagener »Schott«. Ich werde diese Begegnung in München nie vergessen.

Das ist also das Erste, was ich einem Priesteramtskandidaten sagen würde: »**Es ist ein wunderbarer Beruf**«.

Gerhard Lohfink (29. August 1934 † 2. April 2024) war ein Priester und Theologe. Er war bis 1986 Professor für Neues Testament an der Eberhard Karls Universität Tübingen. Er war der jüngere Bruder des Alttestamentlers Norbert Lohfink.*

Und dann würde ich mich sehr gern mit ihm unterhalten. Sehr lange. Ich würde ihn so manches fragen, mir viel erzählen lassen, versuchen, seine Fragen zu beantworten und ihm, falls er das will, auch einige Ratschläge geben.

Der grundlegende Ratschlag würde lauten: »Setzen Sie später bei Ihrer Arbeit Prioritäten. Denn es steht von vornherein fest, dass Sie bei weitem nicht alles tun können, was eigentlich zu tun wäre. Aber das ist überhaupt nichts Besonderes. Es ist in vielen Berufen so. Gerade in besonders qualifizierten Berufen ist es so. So kann zum Beispiel eine Mutter, die eben nicht nur Hauswirtschafterin, sondern zugleich Erzieherin ihrer Kinder ist — und einen der verantwortlichsten Berufe hat, die es überhaupt gibt, niemals alles machen, was zu machen wäre. Bei Ärzten oder Politikern ist es genauso. **Ein Pfarrer muss also, wie viele andere, Prioritäten setzen und das Wichtigste vom weniger Wichtigen unterscheiden.**«

Wenn der betreffende Theologiestudent mich dann fragen würde, was denn das Wichtigste wäre, würde ich, ohne zu zögern, antworten: **Das Wichtigste ist die sonntägliche Versammlung der Gemeinde.** Ich würde ihn hinweisen auf Hebr 12,18-24, wo der Verfasser dieses Briefes von dem »Hinzutreten« der christlichen Gemeinde zum Berg Zion spricht. Wo denn anders verdichtet sich dieses »Hinzutreten« als in der Feier des Herrenmahls, bei dem die irdische Kirche mit der himmlischen vereint ist? In Hebr 12,22-24 heißt es:

Ihr seid zum Berg Zion hingetreten, zur Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, zu Tausenden von Engeln, zu einer festlichen Versammlung und zur Gemeinschaft der Erstgeborenen, die im Himmel verzeichnet sind; [ihr seid hingetreten] zu Gott, dem Richter aller, zu den Geistern der schon vollendeten Gerechten, zu Jesus, dem Mittler eines neuen Bundes und zum Blut der Besprengung.

Das will sagen: Wie einst Israel um den Sinai versammelt war, so ist an jedem Sonntag die christliche Gemeinde um den Zion (als Antitypos zum Sinai) versammelt. Der Zion ist hier Realsymbol für die Mitte und Vollendung allen Heils. Die Gemeinde hat dann bereits Anteil an der himmlischen Festversammlung. Sie hat in ihrer Mitte alle Engel, die schon vollendeten Gerechten und vor allem Jesus, den Mittler des Neuen Bundes.

Wir dürfen diesen zentralen Text des Hebräerbriefs konkretisieren: **In jeder Eucharistiefeier werden wir hineingenommen in die gesamte Heilsgeschichte.** Bei jeder Feier des Herrenmahls sind wir mit der ganzen Kirche versammelt, der irdischen wie der himmlischen, preisen Gott im Sanctus inmitten aller Engel und Heiligen und erhalten Anteil am Tod und an der Auferstehung Jesu. Mehr kann es nicht geben.

Weil das so ist: **Wie viel unserer Kraft müssen wir dann in die Vorbereitung dieser Feier investieren! Wie sehr muss uns daran gelegen sein, dass möglichst viele gut geschulte Frauen und Männer beim Sonntagsgottesdienst mitwirken — als Ministranten, als Musiker, als Kantoren, als Vorleser.**

Wie beschämend ist es dann, wenn ein Priester dem Gottesdienst nach Art eines Showmasters vorsteht. Wenn er mit dem Mikrofon in der Hand vor den Gläubigen umherwandert, die Eucharistiefeier immer wieder mit Kommentaren und spontanen Einfällen unterbricht, möglichst jeden Text, den ihm die Liturgie

vorgibt, variiert, modifiziert, ergänzt, kürzt, unterwandert oder überhöht — kurz, wenn er sich selbst zelebriert.

Wenn mich also ein Priesteramtskandidat fragen würde, was später seine Prioritäten wären, würde ich ganz schlicht als erstes die Vorbereitung und die würdige sonntägliche Feier des Herrenmahls nennen.

*

Und die zweite Priorität? **Seine zweite Priorität sollte die Vorbereitung der Sonntagspredigt sein.** Er müsste immer den Satz des Paulus vor Augen haben: »*Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!*« (1 Kor 9,16) Zur Predigt wäre natürlich sehr viel zu sagen. Und zwar deshalb, weil sie für viele Gläubige der einzige Ort ist, wo sie noch Glaubensunterweisung empfangen. Deshalb müssen die Texte der Lesungen und der Liturgie so gut wie nur möglich erklärt werden. Natürlich sollten sie dabei aktualisiert werden, übertragen werden in unsere Situation — eben ausgelegt.

Aber das darf gerade nicht heißen, dass die Texte verbilligt angeboten, nivelliert, verharmlost und weichgespült werden. Leider bekommt man solche Exegese heute zuhauf angeboten. Da hatte zum Beispiel einer das Jesuswort »Niemand kann zwei Herren dienen« (Mt 6,24) auszulegen. Er sagte:

Die Wurzel unserer inneren Unruhe liegt darin, dass wir immer zwei Dinge gleichzeitig tun: Frühstück und dabei Zeitung lesen, Auto fahren und dabei Radio hören, miteinander reden und dabei ins Fernsehen gucken, lernen und dabei Musik hören, erzählen und dabei auf die Uhr schauen. Aber Jesus sagt heute im Evangelium: »Niemand kann zwei Herren dienen«. Wir sollten also immer nur eines tun, und das richtig. Nicht zwei Dinge gleichzeitig.

War das nicht eine gute und zeitgemäße Aktualisierung des Evangeliums? Nein! Es war eine geradezu peinliche Nivellierung dessen, worum es Jesus wirklich ging. Jesus redet in diesem Logion von der tiefgreifenden Entscheidung, vor der seine Nachfolger stehen: Sie können sich ihre Existenz nicht mehr aufteilen: zur Hälfte Gott dienen, zur Hälfte den eigenen Interessen leben. Sie können der Sache Gottes nur noch ungeteilt mit ihrem ganzen Leben zu Hilfe kommen — mit allem, was sie haben und was sie sind.

Vor einem solchen Jesuswort kann man nur erschrecken. Es als bestätigendes Sahnehäubchen für Ratschläge zu verwenden, die auch jeder Schulpsychologe geben könnte, gehört zu den vielen Verharmlosungen Jesu, mit denen dieser heute domestiziert wird.

Es ist leider so: Das Evangelium wird zurzeit in allzu vielen Predigten in eine Morallehre verwandelt — genau genommen nicht einmal in eine klare Morallehre, sondern in das freie Angebot von Empfehlungen, die verblüffend all dem gleichen, was uns heute die sogenannte »Ratgeber- und Selbsthilfe-Literatur« anbietet. Diese »Empfehlungen« bewegen sich oft ganz auf der Ebene von Rezepten für mentale Fitness und Kontingenzbewältigung, wie sie in der Gesellschaft verbreitet und gängig sind.

Der christliche Glaube ist aber nicht in erster Linie Moral und schon gar nicht ein Sammelsurium praktischer Lebenshilfe. Der christliche Glaube ist unlösbar an Zeit und Geschichte geknüpft. Er wurzelt in der Vergangenheit, denn er begann mit Abraham. Er streckt sich aus auf Zukunft, auf die ungeheure Verheißung ewigen Lebens. Doch die Mitte des Glaubens ist das, was Jesus tat und was mit ihm geschah — und diese Mitte wird dann, wenn sich die Kirche versammelt, heilende und verwandelnde Gegenwart. Wir nennen das in der Theologie »Heilsgeschichte« und »Heilsgegenwart«.

Von dieser Heilsgeschichte und Heilsgegenwart lebt der christliche Glaube, und die wichtigste Aufgabe der Predigt wäre es, unser Eintreten in diese Geschichte anhand der Lesungen und der liturgischen Texte auszulegen. Deshalb sind auch die alttestamentlichen Lesungen so wichtig. Sie schildern den Weg des Gottesvolkes. Dieser Weg fand seinen Höhepunkt in Jesus. Aber wir werden Jesus nie verstehen, wenn wir nicht zuerst den Weg mitgehen, der zu ihm hingeführt hat, den auch er gegangen ist und aus dem er seine Kraft geschöpft hat.

Wenn wir diesen Weg des biblischen Israel in den alttestamentlichen Lesungen mitgehen, lernen wir zum Beispiel zu unterscheiden zwischen Religion und Glaube. Religion gibt es überall, in allen Völkern. Religion lebt davon, dass die Welt und mit der Welt das eigene Ich göttlich ist. Deshalb figuriert sich das Göttliche der Welt in vielen Göttern, und deshalb wird auch das eigene Ich vergöttert. Wir erleben heute dieses Wiederauferstehen der Religion in zahllosen Varianten der Esoterik: als Neuvergötterung der Welt und als Neuvergötterung des eigenen Selbst. »Wir helfen Ihnen, das Göttliche in ihrem Innersten zu entdecken«, lautet wörtlich eine der Parolen der jährlichen Münchner Esoterik-Messe.

Was Israel fand, war eine fundamentale Unterscheidung: Die Welt ist nicht göttlich, sondern von Gott geschaffen, und deshalb darf der Mensch den vielen Göttern der Welt nicht dienen, sondern allein dem einen, wahren Gott, der alles gemacht hat. Und deshalb darf er auch das eigene Ich nicht vergöttern, das heißt, zum letzten Maßstab machen, sondern muss mit ganzer Seele, ganzer Kraft und seinem ganzem Vermögen Gott lieben, das heißt, ihn anerkennen und für ihn leben (Dtn 6,4-5).

Diese scharfe Unterscheidung, die alle Religion als menschengemacht entlarvt, sie aber zugleich zu sich selbst befreit und erlöst, lernen wir aus dem Alten Testament. Und diese Unterscheidung von Religion und Glaube, die Israel in schweren Anfechtungen eingeübt hat, brauchen wir heute dringender denn je. Das Neue Testament setzt sie voraus; deshalb müssen wir sie aus dem Alten Testament lernen.

Ich erschrecke oft, über wie viele Themen in unseren Predigten nicht mehr gesprochen wird. Wann haben Sie in den letzten Jahren einmal eine Predigt über die Verheißung an Abraham gehört oder über den Exodus aus Ägypten oder über das 1. Gebot im Dekalog oder über die Berufung des Jeremia oder über die Sünde Davids oder über einen Psalm oder über die Umkehr oder über das Gericht?

Wird noch gepredigt über das Glaubensbekenntnis, die sieben Sakramente, die zehn Gebote, den Aufbau der Eucharistiefeier, die letzten Dinge des Menschen? Und gibt es in unseren Predigten praktische Unterweisung über das Gebetsleben — also über das unablässige Gebet, über den Trost der Anbetung, über die

Notwendigkeit der täglichen Gewissenserforschung, über christliche Meditation? Ich bin mir sicher, dass nicht wenige Kirchgänger gerade zu derartigen Themen mehr erfahren möchten.

*

Freilich: Predigten, und seien sie noch so gut, reichen nicht aus für den Aufbau von Gemeinde. Ich würde deshalb einem Priesteramtskandidaten, falls er mich fragt, noch eine dritte Priorität nennen. Aber dazu muss ich etwas weiter ausholen.

Viele Priester leiden heute unter der Last von Organisationsaufgaben, die mit der Größe ihrer Pfarrbezirke oder Pfarrverbände zusammenhängen. Mehrere Pfarreien, in einem Pfarrverband zusammengelegt, bringen meist steigende Aufgaben mit sich, zum Beispiel die Verwaltung mehrerer Kindergärten oder die Arbeit mit mehreren Pfarrgemeinderäten. Solche Organisationslast zehrt. Pfarrer haben dann oft zu wenig Zeit für ihre eigentlichen priesterlichen Aufgaben.

Teilweise müssen solche Probleme schlicht und einfach durch Entlastung der Pfarrer von Verwaltungsaufgaben gelöst werden. In dieser Hinsicht ist in der Vergangenheit schon viel geschehen und muss in Zukunft noch viel mehr geschehen.

Aber das Problem liegt tiefer. Es gibt nicht wenige Pfarrer, die darüber klagen, dass sie nicht nur durch Verwaltungsaufgaben überlastet, sondern oft gar nicht mehr als Priester gefragt seien.

Genau hier werden die Dinge dann natürlich kompliziert. Wollen die Pfarrangehörigen keine spezifisch priesterlichen Dienste mehr — oder sind sie solche Dienste gar nicht gewohnt, weil es sie bei ihnen schon längere Zeit gar nicht mehr gibt? Wollen sie prinzipiell keine Hausbesuche mehr — oder sind sie ihnen völlig fremd, weil ihr Pfarrer sie längst nicht mehr macht? Gehen sie nicht mehr zur Beichte, weil sie keine Beichte wollen — oder sind sie der Beichte entwöhnt, weil bei ihnen schon seit Jahren gar keine Beichte mehr gehört wird und auch nie über das Sakrament der Versöhnung gepredigt wird? Kommen sie mit ihren Gewissensfragen gar nicht mehr zum Priester, weil sie diese anderswo klären — oder kommen sie nicht mehr, weil er ihnen nicht raten kann und sowieso keine Zeit für sie hat? All diese Fragen sind schwer zu entscheiden.

Ich bin aber überzeugt, dass es ein Gebiet gibt, auf dem jeder Pfarrer arbeiten kann, ja, das ihm gerade spezifisch priesterliche Tätigkeiten ermöglicht — und damit bin ich endlich bei der dritten Priorität, die ich einem künftigen Pfarrer nennen würde.

Eine wirklich wichtige Aufgabe für jeden Seelsorger scheint mir zu sein, gläubige Menschen in seinem Wirkungsbereich zu entdecken, zu sammeln und ihr Miteinander zu pflegen — Frauen und Männer, die bereit sind, mitzuhelfen und klar begrenzte ehrenamtliche Teilaufgaben in einer Pfarrei zu übernehmen. Mit ihnen Kontakt zu halten, sie zu ermutigen, ihnen im Glauben zu helfen, sich von ihnen helfen zu lassen — das wäre eine wirklich priesterliche Aufgabe.

Im Idealfall deckt sich ein solcher Kreis mit dem Pfarrgemeinderat. Ich habe eine Pfarrei in Deutschland vor Augen, in denen der Pfarrer langsam — es geht nicht von heute auf morgen — eine ziemlich große Zahl gläubiger und wirklich kirchlich gesinnter Helfer gewonnen hat. Sie sind für ihn nicht nur eine außerordentliche Entlastung, sondern die Kontakte mit ihnen geben ihm auch wirkliche Freude an seiner Arbeit. Übrigens gehören zu diesem Kreis auch Pensionäre aus hochqualifizierten Berufen, die dem betreffenden Pfarrer eine Menge Verwaltungsarbeit und vieles andere abnehmen. Sie sind echte »Helfer«.

Wichtig scheint mir, dass sich bei Jesus genau diese Strategie findet: Er hat Jünger um sich gesammelt. Für die Unterweisung dieser Jünger muss er sich außerordentlich viel Zeit genommen haben. Eine beträchtliche Teilmenge des Markusevangeliums (bei Matthäus und Lukas ist es dann nicht anders) besteht aus Jüngererweisung. **Jesus hat sich nicht in den fatalen Zwang bringen lassen, flächendeckend ganz Israel »seelsorglich« zu »betreuen« — oder, weniger anachronistisch ausgedrückt: Er hat sich nicht dazu zwingen lassen, perfekte Strukturen für die Verkündigung der Gottesherrschaft aufzubauen. Er hat das Reich Gottes proklamiert, hat gepredigt, hat Kranke geheilt und hat vor allem seine Jünger unterwiesen. Im Übrigen hat er daraufgesetzt, dass Gott das Entscheidende tut. Die damit verbundene gläubige Unbekümmertheit würde ich vielen unserer Pfarrer wünschen.**

Das wäre also die dritte Priorität, die ich unserem fiktiven Priesteramtskandidaten für seine künftige Tätigkeit empfehlen würde: Menschen sammeln, Mitarbeiter suchen, Helfer ausbilden, sich um sie kümmern und ihnen zeigen, wie entscheidend wichtig sie für den Aufbau der Gemeinde sind. Gestatten Sie, wenn ich Ihnen in diesem Zusammenhang einen Text vorlese, den Sie bestimmt alle kennen. Er stammt aus dem 16. Kapitel des Römerbriefs. Offenbar pflegte Paulus in dieser Weise stets von seinen Mitarbeitern zu sprechen: einfühlsam, liebevoll, dankbar, so, wie man von seinen allerbesten Freunden spricht.

Da heißt es:

Ich empfehle euch unsere Schwester Phöbe, Dienerin der Gemeinde in Kenchreä. Nehmt sie im Namen des Herrn auf, wie es Heilige tun sollen, und steht ihr in jeder Sache bei, in der sie euch braucht; sie selbst hat vielen, darunter auch mir geholfen. Grüßt Priska und Aquila, meine Mitarbeiter in Christus Jesus, die für mein Leben ihren eigenen Hals hingehalten haben; nicht allein ich, sondern alle Gemeinden der Heiden sind ihnen dankbar. Grüßt auch die Gemeinde, die sich in ihrem Haus versammelt. Grüßt meinen lieben Epänetus, der die Erstlingsgabe [der Provinz] Asien für Christus ist. Grüßt Maria, die viel für euch gearbeitet hat. Grüßt Andronikus und Junia, die zu meinem Volk gehören und mit mir zusammen im Gefängnis waren. Sie sind angesehene Apostel und waren schon vor mir in Christus. Grüßt Ampliatus, mit dem ich im Herrn verbunden bin. Grüßt Urbanus, unseren Mitarbeiter in Christus, und meinen lieben Stachys. Grüßt Apelles, der sich in Christus bewährt hat. Grüßt die [vom Haus] des Aristobul. Grüßt Herodion, der zu meinem Volk gehört. Grüßt die [vom Haus] des Narzissus, die im Herrn sind. Grüßt Tryphäna und Tryphosa, die im Herrn arbeiten. Grüßt die liebe Persis; sie hat viel gearbeitet im Herrn. Grüßt

Rufus, der vom Herrn auserwählt ist; grüßt seine Mutter, die auch mir zur Mutter geworden ist. Grüßt Asynkritis, Phlegon, Hermes, Patrobas, Hermas und die Brüder, die bei ihnen sind. Grüßt Philologus und Julia, Nereus und seine Schwester, Olympas und alle Heiligen, die bei ihnen sind. Grüßt einander mit dem heiligen Kuss. Es grüßen euch alle Gemeinden Christi. (Röm 16,1-16)

Das ist ein Ausschnitt aus diesem Schlusskapitel des Römerbriefs. Wenn Sie genau hingehört haben: die Frauenquote liegt da ziemlich hoch. Leider fehlt dieser großartige Text in unserer dreijährigen Leseordnung der Sonntage. Er fehlt selbst in den Schriftlesungen der Wochentage. Er wird schlicht unterschlagen, und so wird unseren Gemeinden vorenthalten, wie Paulus ständig Mitarbeiter um sich sammelt und wie zugewandt und herzlich er von ihnen spricht. Wie gut täte der Geist von Röm 16 unseren Pfarrern, unseren Pfarrgemeinderäten, unseren Pfarreien und Pfarrverbänden!

*

Das alles würde ich also einem Priesteramtskandidaten sagen, wenn er mich danach fragen würde. Natürlich müsste ich es ihm anders sagen, ganz anders, denn ich habe ja jetzt in Wirklichkeit nicht mit einem fiktiven Theologiestudenten, sondern mit Ihnen geredet. Aber irgendwie müsste ich es ihm sagen. Und vielleicht würde ich ihm auch noch einige ganz praktische Dinge sagen, zum Beispiel Folgendes:

Er solle doch darauf achten, dass in seinen Sonntagsgottesdiensten nicht ununterbrochen und ohne Atempause gesprochen, rezitiert, gepredigt, laut gebetet, gesungen und auf der Orgel gespielt werde, sondern dass es auch **Augenblicke des Schweigens und der Stille** gäbe, zum Beispiel nach dem »Lasset uns beten« der Orationen.

Oder: Dass es **am Samstag eine feste Beichtzeit** geben müsse, in welcher der Pfarrer auch dann da wäre, wenn niemand käme. Es könnte ja, wenn er diese Zeit mit seinem flehentlichen Gebet füllt, durchaus geschehen, dass eines Tages doch wieder Menschen zum Beichten oder zu einem beratenden Gespräch kämen.

Oder: Dass er doch den Mut haben solle, wenn er mit irgendetwas überhaupt nicht mehr zurechtkäme, darüber **mit einem Mitbruder oder mit seinem Bischof vertrauensvoll zu sprechen**.

Oder: Dass eine seiner wichtigsten Aufgaben darin bestünde, innerhalb seiner Gemeinde(n) **Menschen untereinander zu versöhnen**, die miteinander im Streit lägen.

Vor allem aber würde ich ihm sagen, dass er doch Mut haben solle, es mit diesem Beruf zu wagen. Denn **es ist ja nicht unser Einsatz, so notwendig er ist, der die Saat wachsen lässt**. Mit dem Reich Gottes ist es nämlich, wie wenn ein Mensch Samen auf seinen Acker sät. Dann schläft er und steht wieder auf, es wird Nacht und es wird Tag, der Samen keimt und wächst, und der Mensch weiß gar nicht wie.

Von selbst bringt die Erde ihre Frucht: zuerst den Halm, dann die Ähre, dann das volle Korn in der Ähre. Und sobald die Frucht reif ist, legt er die Sichel an, denn die Zeit der Ernte ist da. (Mk 4,26 -29)